

Leander Fischer: „Die Doppelgänger“

Wirr in Wien

Von Günter Kaindlstorfer

14.04.2023

Ein Zwillingsspaar aus dem Salzkammergut erlebt turbulente Abenteuer - Leander Fischers zweiter Roman "Die Doppelgänger" ist ein Verwirrspiel und munter dahinplätschernder Strom aus Assoziationen.

Halsbrecherische Sprachspiel-Artistik ist eine schöne Sache, aber man kann es auch übertreiben – und sich daran, nun ja, eben den Hals brechen. Leander Fischer, von Teilen des Feuilletons zum Junggenie geadelter Stilvirtuose, treibt die Kunst der sinnfreien Abschweifung in seinem zweiten Roman mit imponierender Rücksichtslosigkeit ins, ja, fast schon Absurde. Zu Beginn, um ein Beispiel zu nennen, lässt Fischer seinen Protagonisten Nik in Gegenwart einer Frau namens Marlene ein Streichholz entzünden. Eine alltägliche Handlung – die den Erzähler zu einem ersten Beschreibungs-Exzess animiert:

„Und kaum tanzte das fingererwärmende Feuer über dem Streichholz in Niks Hand, hebelte Marlene ihren Daumen nach oben vor ihren Kopf, und es loderte von Nik hochgehalten scheinbar direkt auf ihrem Nagel wie in Disneys Herkulesverfilmung. Als Gegenspieler des irdisch olympischen Halbgottes und voll strahlenden Helden firmierte der düstere Fürst Hades, gekrönt von Flammen statt Haaren, gewandet in römischer Toga. Diese feuerkaiserliche Körperlichkeit gab Anlass zu allerlei Kinkerlitzchen wie lobbrennend gereckten Daumen und endlich doch sturmbräusend ausgepusteter Frisur.“

Antiken-Schmonzette

Undsoweiter Und wozu das Ganze? Schwer zu sagen. Im Zentrum von Fischers Roman, so erschließt sich während der Lektüre nach und nach, steht ein Zwillingsspaar namens Nik und Vik, naturnah aufgewachsen im oberösterreichischen Salzkammergut. Die beiden sehen einander bis zur Ununterscheidbarkeit ähnlich und vermögen die Welt durch diesen Umstand gekonnt zu nasführen. Zwei Frauen spielen auch eine Rolle im Roman, die Jungschriftstellerin Marlene, ausgebildet am Literaturinstitut Hildesheim, und die Malerin und Performance-

Leander Fischer

„Die Doppelgänger“

Wallstein Verlag, Göttingen

495 Seiten

28 Euro

Artistin Elena, eine „artsy Erscheinung“, wie es heißt, die sich bereits als Kind an die bildende Kunst verloren hat.

Sprachkreativer Wortschwall, entschieden narzisstisch

Leander Fischer lässt das quirlige Quartett allerlei bizarre, letztlich aber vollständig belanglose Abenteuer erleben – wobei es um so etwas wie „Handlung“ oder „Dramaturgie“ nur am Rande geht, versteht sich. Der 31-jährige Oberösterreicher ist ohne Zweifel ein begabter, soll sein: ein hochbegabter Autor; die Selbstgefälligkeit allerdings, mit der er seinen sprachkreativen Wortschwall – 925.000 Zeichen insgesamt – über dem Publikum ausgießt, hat auch etwas entschieden Narzisstisches. Fischer perfektioniert die Kunst des hundertfachen Umwegs, der schlussendlich zu keinem Ziel führt. Hingebungsvoll überlässt sich der Erzähler dem munter dahinplätschernden Strom seiner Assoziationen. Wo man als Leserin, als Leser dabei bleibt, kümmert den Erzähler nicht die Bohne. Noch ein Beispiel gefällig? Auf Seite 87 lässt Fischer seinen Protagonisten Vik die österreichische Hauptstadt durchstreifen:

“Abseits der kastanienhagelnden Alleen, der verkläfften und durchknurrten Hundezonen, der frisbeeerschossenen Naherholungsoasen, der fahnenbewehrten Plätze, der militärumstandenen Botschaften, der rapportbestimmten Kasernengelände, der triebgesteuerten Tierparks, der klagelauten Krankenhausanlagen, der propagandistischen Einkaufsmeilen, der geschundenen und verluderten Gemeindebauten und der quälgeistigen Kleinkindergärten, Abstand während zu all diesen raumgreifenden Stätten inmitten der Stadt, vollgepfropft von öffentlichen Arealen, umringt, gegürtet und abgeschnürt von Autobahnen, blieben Viktor nur die Zwischenräume, das kopfsteinige Gassengewinkel, das keinen Niveauunterschied zwischen Bürgersteig und Straßenbelag kannte.“

Stimmt schon, in Wien ist ziemlich was los, verkehrsmäßig und auch sonst, aber braucht es diesen Erzählaufwand, um dem Leser, der Leserin diesen Umstand zur Kenntnis zu bringen? Neben Fischer nehmen sich Autoren wie Dylan Thomas oder Thomas Mann, die – durchaus nicht unumstritten – mit Adjektiven um sich geworfen haben, nachgerade als stillkundliche Asketen aus.

„Was sich sagen lässt, lässt sich klar sagen“, hat Fischers Landsmann Ludwig Wittgenstein einmal postuliert. Hat Leander Fischer etwas zu sagen? Die Frage muss offen bleiben, nachdem man sich durch die knapp 500 Seiten dieses Romans malocht hat. Der Autor fährt die ganz, ganz große Wortproduktionsmaschine an und bringt sie mit hohem Energieaufwand auf Touren. Nachdem man sich als Leserin, als Leser, von dieser Maschine nach allen Regeln der Kunst hat durchwalken lassen, stößt man zu guter Letzt, auf Seite 489, einen Stoßseufzer der Erleichterung aus: Endlich, man hat fertig.